Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum)
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 410. **Freitag** den 13. August 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig, 13. August.**

Mit wenigen unrühmlichen Ausnahmen hat es auch die conservative Presse verschmäht, aus Anlaß der Ermordung Canovas' irreführende Lehren über den Zusammenhang solcher Verbrechen mit der vorbeugenden und der Repressivgesetzgebung vorzutragen. Nun aber kommt die „Germania", um das Blut des gemeuchelten spanischen Ministerpräsidenten auf ihre Mühle zu leiten. Sie verlangt in einem „Auch ein Kampf gegen den Umsturz" überschriebenen Artikel **das Zurückgreifen auf die sogenannte lex Heinze**, sowie verwandte Maßregeln. Es kommt dem Blatte äußerlich der Umstand zu Statten, daß an demselben Tage, der die Nachricht von der Ermordung Canovas' brachte, fünf in Berlin begangene schwere Verbrechen gemeldet wurden. Einer Dirne ist der Hals durchschnitten worden, um dieselbe Zeit hat sich eine andere dem Laster ergebene Frauensperson vergiftet. In derselben Gegend, wo der Mord stattfand, verwundete am Sonntag ein trunksüchtiger Schneider seine Frau durch einen Revolverschuß und beging hierauf Selbstmord. Am Sonntag erschoß sich ein ebenfalls dem Trunke ergebener Schlosser, nachdem er vorher versucht hatte, sein dreijähriges Kind mit Petroleum zu verbrennen. Also her mit der lex Heinze. Daß dieses Gesetz Vorkommnisse wie die erwähnten und auch deren Häufung nicht verhindern würde, ist wohl auch der „Germania" klar. Ebenso, daß man mit seiner Hilfe nicht die in den Höhlen des Lasters hausenden, der öffentlichen Sicherheit und Ordnung sehr gefährlichen Elemente, von denen das Blatt mit Recht sagt, daß sie leicht geneigt sind, Gewalt und Umsturz zu unterstützen — vergleiche die Pariser Commune — ausrotten oder nur decimiren könnte. Aber der Kunst und Literatur, mit einigem guten Willen auch der Wissenschaft, wäre mit der lex Heinze im Sinne der Pfäfferei beigekommen und daher die Sehnsucht der „Germania". Sie sieht den auf diese Erwägung gestützten Widerspruch voraus und meint: „Mag es noch so handgreiflich sein, daß nur der Unsittlichkeit, die sich als Kunst und Literatur aufspielt, zu Leibe gegangen werden soll, man will selbst die Unsittlichkeit nicht antasten lassen aus Besorgniß vor „„zelotischer Engherzigkeit und Mißbräuchen"". Diese Besorgniß hat man allerdings, wo wäre sie nicht schon vorhanden gewesen, würde sie die „Germania" erweckt haben. Denn sie fährt nach ihren beschwichtigenden Worten also fort: „Als wenn es übrigens besonders Schade wäre um Mißgriffe gegenüber Erzeugnissen der Kunst und Literatur, die in den Verdacht der Unsittlichkeit gerathen können." Um die Mißgriffe wäre es freilich nicht Schade, aber um die Kunsterzeugnisse. Der größere Theil unserer besten Literatur gilt dem Klerikalismus der Unsittlichkeit nicht nur verdächtig, sondern überführt. Wenn nun schon der Verdacht hinreichen soll, dann wird gegen die Denunziation der ultramontanen Presse überhaupt kein Buch mehr geschützt sein, das nicht in einem „katholischen" Verlage erschienen ist. Ueber den Begriff der „Unsittlichkeit" werden sich Kunst und Literatur niemals mit der römischen Kirche einigen, in deren eigenem Schoeß herrscht keine Uebereinstimmung darüber, und evangelische Geistliche werden viele Erzeugnisse der Literatur und Kunst anders beurtheilen, als katholische. Anzengruber's „Pfarrer von Kirchfeld" ist für die „Germania" natürlich ein Ausbund von Unsittlichkeit und würde unter der Herrschaft der lex Heinze, wenn sie gehandhabt würde von einer der Klerisei so ergebenen Regierung, wie die gegenwärtige preußische es ist, nicht nur in Köln und Trier, sondern wohl auch in Berlin nicht aufgeführt werden dürfen. Die sittliche Verworfenheit, die man in den Großstädten findet und der die von Hintergedanken freien Befürworter der lex Heinze begegnen wollten, zieht überhaupt so gut wie gar keine Nahrung aus literarischen und künstlerischen Auswüchsen. Daß die scandalösen Erscheinungen zu beklagen sind, geben wir dem klerikalen Blatte zu. Wenn man mit diesen polizeilich aufräumte, so läge das meist ebenso sehr im Interesse der Kunst wie in dem der Sittlichkeit. So waren in manchen Schaufenstern längere Zeit Photographien ausgehängt, die eine vielgenannte, entlaufene, lüderliche Weibsperson in ganzer, lediglich mit Tricot bekleideter Figur zeigte. Das hätte die Polizei keinen Augenblick dulden sollen, denn hier war auf das Interesse an der dargestellten Person und nicht auf das an der Darstellung speculirt. Die Ausstellung war ästhetisch mindestens so anstößig, wie in sittlicher Hinsicht. Noch mehr gilt dies von dem im Schwange befindlichen Unfug, Nuditäten auszuhängen, die zum Theil mit einem Papierstreifen überklebt sind. Gegen diesen höchst widerwärtigen Brauch kann die Polizei aber auch ohne eine lex Heinze einschreiten, ebenso wie gegen die Aufführung gewisser Theaterstücke, über deren künstlerische Werthlosigkeit so wenig ein Zweifel entstehen kann, wie über ihre absolute Unanständigkeit. Die zuerst erwähnten Photographien einer Dirne sind denn auch in Berlin wenigstens aus einem dem Abgeordnetenhause nahe gelegenen Schaufenster alsbald wieder verschwunden, wie wir zu wissen glauben, weil Abgeordnete, und zwar nicht einmal klerikale, ihrem Unwillen über die Schamlosigkeit an der rechten Stelle Luft gemacht hatten. Gegen das Schlimme bestehen also Handhaben, Kunstwerke wie Dannecker's Ariadne aber brauchen den Blicken selbst der Jugend nicht entzogen zu werden. Nur ein verdorbener Sinn kann an ihnen Anstoß nehmen.

Herr **Bebel** hat 1893 auf dem socialdemokratischen Parteitag in Köln als Referent eine Resolution vorgeschlagen, die eine Betheiligung der Socialdemokratie an den preußischen Landtagswahlen kurzer Hand ablehnt, weil keine Möglichkeit bestehe, bei dem elendesten aller Wahlgesetze aus eigener Kraft einen Erfolg zu erringen und ein Compromiß mit bürgerlichen Parteien, wie es kurz zuvor Bernstein befürwortet hatte, als bedenklich, ja verwerflich angesehen werden müsse. Der Kölner Parteitag nahm diese Resolution einstimmig an. Seither hat sich bekanntlich innerhalb der socialdemokratischen Partei ein starker Umschwung der Meinungen vollzogen, indem neuestens ihre tonangebenden Mitglieder sich mehr oder weniger entschieden für eine Aenderung dieser Tactik, d. h. für die Betheiligung an den Landtagswahlen aussprachen. Nun meldet sich auch Bebel selbst in der „Neuen Zeit", und er, der noch 1893 vor allen Anderen von einer Wahlbetheiligung nichts wissen wollte, erklärt jetzt, daß er nach reiflicher Ueberlegung seine Ansicht geändert habe und die Betheiligung seiner Parteigenossen an den Landtagswahlen empfehlen müsse. Bebel begründet seine jetzige Stellungnahme in ähnlicher Weise, wie es kürzlich Kautsky gethan hat. Bebel meint, daß in unserem ganzen öffentlichen Leben ein Tohuwabohu herrsche, sowohl in Bezug auf unsere innerpolitischen Zustände, wie hinsichtlich der handelspolitischen Verhältnisse und unserer Rolle in den auswärtigen Beziehungen. Das erzeuge ein Gefühl des Unbehagens, wie es nur der Glaube, vor dem Unberechenbaren zu stehen, hervorrufen kann. Und diese Störung des socialen und wirthschaftlichen Gleichgewichts gehe nicht von der Socialdemokratie aus, sondern von einer Seite, die der natürliche Schützer der bestehenden Gesellschaftsordnung sein sollte, vom „Junkerthum":

„Was immer wir gegen die Bourgeoisie auf dem Kerbholze haben, gegenüber diesem raubsüchtigen, gewaltthätigen, fortschritts- und culturfeindlichen Junkerthum, das der Fluch Deutschlands ist, repräsentirt sie die moderne Welt und die modernen Ideen ... Wir haben dem Kampfe der Bourgeoisie und im weiteren Sinne des Bürgerthums gegen das Junkerthum und eine seinen Macht- und Raubgelüsten freundliche Staatsgewalt nicht gleichgiltig gegenüberzustehen, sondern wir müssen sie unterstützen und ihr beistehen. . . . Diejenigen, die ein Compromiß als unter allen Umständen verwerflich angreifen, übersehen, daß unsere ganze politische Thätigkeit im Reichstag, in den Landtagen, in den Gemeinde-Vertretungen u. s. w. uns fortgesetzt zu Compromissen zwingt. Die Negation, die wir angeblich in unserer parlamentarischen Thätigkeit uns sollen zu Schulden kommen lassen, wird seit dreißig Jahren durch die Thatsachen widerlegt."

Die „Frankf. Ztg." ist eitel Wonne darüber, „daß Bebel to dem Doctrinarismus ins Gesicht schlägt", will sagen, dem bürgerlichen Radicalismus socialdemokratische Stimmen zuführen will. Wie die Socialdemokratie diese „Unterstützung" sich denkt, hat sie bekanntlich in Karlsruhe gezeigt, wo sie großmüthig von drei Mandaten den Demokraten und Freisinnigen eins überließ. Die „Frankf. Ztg." hat natürlich trotzdem ihre Gesinnungsgenossen angefeuert, an der Seite der Socialdemokratie „mit rührigem Ernst in den Kampf zu ziehen"!

In Wiener Regierungskreisen scheint man sich jetzt in Betreff der **deutsch-tschechischen Ausgleichsversuche** einer etwas hoffnungsvolleren Stimmung hinzugeben. Worauf sich dies begründet, ist freilich noch nicht zu erkennen. Wohl treten seit etwa einer Woche Anzeichen dafür zu Tage, daß die Regierung sich eifrig bemüht, eine Annäherung zwischen Deutschen und Tschechen mindestens in so weit herbeizuführen, daß sie zu gemeinsamen Berathungen zusammentreten, doch muß betont werden, daß man es hier eben nur mit Bemühungen der Regierung zu thun hat. Ob diese Bemühungen Aussicht auf Erfolg haben, läßt sich keineswegs sicher bejahen. Einstweilen lauten die Stimmungsberichte weder aus dem tschechischen noch aus dem deutschen Lager befriedigend. Darauf, daß der mährische Tscheche Dr. Stranesky in den letzten Tagen einen Ton angeschlagen hat, als würden die Tschechen unter Umständen mit sich reden lassen, ist zunächst kein sonderliches Gewicht zu legen, da er nicht als maßgebend betrachtet werden kann. So viel sich bis jetzt erkennen läßt, sind im Gegentheil die tschechischen Führer zu einem auch nur sehr mäßigen Entgegenkommen noch keineswegs genaht. Auf der anderen Seite liegen die Verhältnisse ziemlich ähnlich. Leitende deutsche Persönlichkeiten erklären rundweg, daß die Deutschen nach wie vor unbedingt an ihrer Forderung festhalten müssen, erst seien die Sprachenverordnungen aufzuheben, ehe sie sich auf wie immer geartete Verhandlungen einlassen könnten. Alle die mannigfachen Angaben, die man schon jetzt sowohl über den Modus des Ausgleichsversuchs wie über die Vorlagen, die die Regierung den zusammentretenden deutschen und tschechischen Führern unterbreiten würde, macht, werden zunächst als von äußerst geringem Werthe bezeichnet. Es ist daher vorläufig überflüssig, auf den in den Blättern angegebenen Inhalt dieser Vorlagen näher einzugehen. Zu bemerken wäre nur, daß höchstens einige wenige von ihnen geeignet scheinen, einzelnen Forderungen der Deutschen gerecht zu werden, daß aber zugleich andere von den angeblichen Vorlagen den tschechischen Wünschen entsprechen. Immerhin zeigt sich insofern ein Hoffnungsstrahl, als die Regierung überhaupt eine Action einzuleiten begonnen hat und offenbar Werth darauf legt, daß sich über die von ihr gemachten Anregungen die öffentliche Meinung in beiden Nationalitäten äußert. Thatsächlich beschäftigen sich die Tschechen wie die Deutschen mit den aus dem Regierungslager lancirten Plänen ziemlich eingehend. Jedoch kehrt man bei Betrachtung all dieser Vorgänge doch immer wieder zu der nicht zu beseitigenden Thatsache zurück, daß die Deutschen, von Mißtrauen erfüllt, ohne die Zurücknahme der Sprachenverordnungen auf Verhandlungen nicht eingehen wollen und daß sich bei den Tschechen bisher durchaus keine Bereitwilligkeit nachzugeben zeigt.

Der Berichterstatter des „Figaro" in San Sebastian meldet Einzelheiten über das **Verhör des Anarchisten Angiolillo** und betont die Genauigkeit seiner Mittheilungen mit besonderem Nachdruck. Die Voruntersuchung wurde dem Untersuchungsrichter von Vergara anvertraut: „Der Untersuchungsrichter", schreibt der genannte Berichterstatter, „ist ein aufgeklärter, gebildeter und gewandter Beamter; er hat ohne Schwierigkeit eingesehen, was für einen Menschen er vor sich habe, und hat seine Zeit nicht damit verloren, Barschheit gegenüber einem Manne herauszukehren, der über sein Schicksal vollkommen klar ist und aus dem nichts zu ziehen wäre, wenn man ihn barsch behandelte. Der Verhaftete erklärte auch bald, er habe nie etwas mit dem Ministerpräsidenten zu thun gehabt, er habe ihn nicht gekannt, und seine Absicht sei nur die gewesen, seine Brüder zu rächen. „Aber," fügte er hinzu, „nicht blos meine spanischen Brüder, sondern auch die aus Italien und aus Frankreich, alle Diejenigen, die man ohne Gnade verfolgt und hingerichtet hat." Ohne sich im Geringsten zu einer unmäßigen Heftigkeit hinreißen zu lassen, hielt der Richter Angiolillo vor, wie nutzlos es sei, mit solchen Mitteln vorzugehen, und sagte ihm kaltblütig: „Solche Verbrechen haben niemals den Parteien, die sie begehen, etwas genutzt. Sie haben einen Staatsmann von großem Verdienst getödtet. Andere werden ihn ersetzen. Es ist ein Mann verschwunden, es ist kein Regime untergegangen." Der Richter fuhr eine Weile in diesem Tone fort, was den Mörder sichtlich verwirrte und reizte, der sich, ohne dazu Anlaß zu haben, auf eine rohe Behandlung gefaßt gemacht und bereits bei seiner Abführung gesagt hatte, nun beginne seine Leidensgeschichte, aber er sei auf Alles vorbereitet und wisse, wie es den Andern ergangen sei; was sei auch daran gelegen, was ihm geschehe, da sein Anschlag vollführt sei. Daher war er auf die Wendung, die das Verhör nahm, durchaus nicht gefaßt und sehr erbittert über die Haltung des Richters, der dem Verbrechen, was dessen Folgen angehe, gar keine Wichtigkeit beimaß. Diese Ansicht störte offenbar den Gedankengang des Mörders. Auf eine abermalige Behauptung des Richters, daß die Menschen verschwinden, die Ein-

---

Feuilleton.

„Harmonieen".

15] Roman von A. Fischer-Löher.

Alle Rechte vorbehalten.

In manche Stimmung hinein muß gesprochen werden, um sie zu lösen. Sie legt sich sonst wie ein Alp auf alle Glieder und lähmt jede Bewegung. Deshalb sagte der Fürst:

„Suchen Sie wieder Anemonen, Renate?"

Es war für sie ganz gleichgiltig, was er sagte. Nur, daß es überhaupt geschah, gab ihr wieder die Besinnung zurück.

Sie sah ihn nicht an und ging weiter, und während er nun neben ihr einherschritt, die Hände auf den Rücken gelegt und sie von Zeit zu Zeit mit einem schnellen Blicke streifte, erwiderte sie, seine Frage überhörend:

„Ich habe von unserem Walde Abschied genommen. Es wird viel Zeit vergehen, ehe ich ihn wieder sehe!"

„Das heißt, Sie wollen lange fortbleiben? Graf Lothar sprach nur von sechs Wochen, die er höchstens in Baden sein wollte."

Seine Worte klangen ruhig, aber sein Ton war heiser.

Renate machte eine rasche Bewegung.

„Ich kann doch auch ohne Onkel Lothar fortbleiben", sagte sie mit Nachdruck. „Ich habe mir viel vorgenommen."

„So, also Sie wollen fort?"

Er streifte sie mit einem sprechenden Blick und nickte dabei mit dem Kopfe.

Sie sah diese Bewegung, obwohl sie ihn nicht anschaute, und das zwang sie, ihr Gesicht zu ihm zu erheben.

Was für ein düsterer und dabei energischer Zug um seinen Mund saß. Renate hatte ein unbestimmtes Gefühl, als sei ihre Unterhaltung daran schuld, und als beschwöre diese, wenn sie das Thema nicht wechsele, etwas unsagbar Schreckliches herauf.

Unter diesem Eindruck begann sie nun schnell und hastig zu sprechen, etwas, was ihr gerade einfiel, weil sie sich den ganzen Tag mit der Tante davon unterhalten hatte.

„Was sagen Sie zu Victoire Schleiden's Verlobung mit dem Professor Müllner?"

„Es wird eine schöne, inhaltreiche Ehe geben", antwortete er. Er ließ seinen Blick an ihr heruntergleiten. „Die Beiden sind für einander geschaffen. Sie folgen ihrem unmittelbaren Gefühl. Da kann es nur äußere Conflicte geben, innere nie. Wie das den einzelnen Menschen emporheben mag!"

Nach einer kurzen Pause, während der Renate mit sich kämpfte, um das unbesonnene Wort, das ihr über die Lippen wollte, zu unterdrücken, sagte der Fürst auf einmal wieder:

„Freund Janos, Graf Feilatb, hat mir geschrieben, Ihretwegen, Renate. Das war der Grund, warum ich Sie einholte, obgleich Sie vor mir davonliefen. Zu einer offenen Frage an Sie, zu der mich der Brief zwingt, war diese Gelegenheit zu günstig."

„Und was steht in dem Brief?" fragte die Comtesse kurz.

„Janos bittet" — er zögerte, vollendete jedoch nach kurzem Stillschweigen — „Janos hofft viel von Ihnen. Er ist beneidenswerth. Er darf um Ihre Hand werben und Sie werden ihn glücklich machen."

„Alle Achtung vor Ihrem Zutrauen, Titus."

Bei ihrem Einwurfe legte sich eine Falte zwischen seine Brauen, doch fuhr er zu sprechen fort.

Aber er sprach leise und schnell, ohne jeden rhetorischen Nachdruck in der Stimme.

„Ich soll also für Janos die Erlaubniß auswirken, daß er nach Baden kommen darf. Das Trauerjahr um den Herrn General, Ihren Vater, wäre in ein paar Wochen zu Ende, bis zu diesem Termine aber hätten Sie jede Werbung von sich gewiesen."

„Ja", sagte Renate.

Der Ton ließ ihn einhalten. Er klang so überaus nervenzerreißend schrill in seine monotonen Worte hinein. Mein Gott, es war ihm ohnehin schwer genug geworden, des Freundes Freiwerber zu sein. Wenn Janos nicht schon drei-, viermal deshalb geschrieben, hätte er es gewiß unterlassen. Aber wenn Renate diesen Ton festhielt, wurde es ihm zur Unmöglichkeit.

„Kurz und gut, Sie machen den Freiwerber für ihren Freund?"

Die Comtesse lachte spöttisch auf.

Wie ihn die unverkennbare Mißachtung in ihrem Lachen erhitzte!

Sein Athem ging schneller, als er nun erwiderte:

„Es ist allerdings keine leichte Aufgabe. Aber zuweilen bietet der Wunsch eines Anderen, den man vertritt, einem selbst den verlorenen Halt im Kampfe zwischen Pflicht und eigenen heißen Wünschen."

Renate's Gesicht war jetzt fahl geworden, fahl zum Erschrecken. Sie hatte nur den einen Gedanken, das Schloß Eberstein in Sicht zu bekommen. Das mußte ihnen beiden die Besinnung und die Herrschaft über sich wiedergeben.

Sie rannte wieder mehr, als sie ging, und dies beschleunigte Tempo zwang ihr sowohl als dem Fürsten ein augenblickliches Schweigen auf.

Da schimmerte der Teichspiegel schon durch die laubleeren Baumkronen. Sie waren wieder im Parke.

Nach Athem ringend, mäßigte die Comtesse ihre Schritte. Dabei wagte sie einen Blick auf den Fürsten.

Er hatte seinen Hut abgenommen und ließ den weichen Wind über sein dunkles Haar weben. Auf seiner Stirn schimmerte es feucht, wie bei einem Menschen, der arbeitet und ringt.

„Ach", seufzte sie schmerzlich auf und drehte den Kopf herum.

Da fühlte sie seine Hand auf ihrem Arm. Sie lag schwer auf ihr, und der Fürst sagte:

„Renate, Sie — nehmen Janos' Werbung an!"

Was fragend, bittend klingen sollte, nahm, von ihm selbst ungeahnt, einen drohenden, befehlenden Ton an. Die Worte schienen aus dem tiefsten Winkel seines Herzens zu kommen und offenbarten ihm erst selbst die gräßliche Noth, in der er sich befand.

Sie unterlag seinem Einflusse.

„So soll er nach Baden kommen, gewiß, es muß ja sein", fügte sie nickend hinzu.

Ob der Fürst diese oder eine andere Wirkung erwartet hatte, machte er sich selbst nicht klar. Jedenfalls war Das, was es in ihm hervorbrachte, außer aller Berechnung.

Er beugte sich herab und legte ihre Hand auf seine glühende Stirn. Dann drückte er seine Lippen leidenschaftlich auf ihre Handfläche. Er stammelte ein paar unzusammenhängende Worte, von denen sie kein einziges verstand, die aber trotzdem in ihr ein Echo weckten. Sie neigte den Kopf zur Seite und sog diese stammelnden Laute wie einen unendlich süßen Rausch ein. Etwas bezauberend Liebliches saß ihr in den Winkeln des lächelnden, bebenden Mundes, und da hinein war Alles geheimnißt, was überquellendes Leben, keusche Gefühle und sinnberückende Liebe in ein schönes Menschenantlitz hineinschreiben können.

Darüber verlor der Fürst die letzte Herrschaft über sich. Er ließ Renate's Hand fallen, und mit der Rücksichtslosigkeit echter Leidenschaft, die nur ein Ziel kennt, breitete er plötzlich die Arme aus, um das willenlose Mädchen an sich zu ziehen, als er sich festgehalten fühlte.

Graf Lothar stand neben ihm.

Die beiden Männer sahen sich an, schweigend und durchdringend, als wollte Einer dem Anderen die Worte vorher von den Augen ablesen, ehe sie gesprochen wurden.

Renate war voll Entsetzen zurückgewichen und legte die Hände auf das hochklopfende Herz, wobei ihre Augen in heller Angst von Einem zum Anderen irrten.

Graf Lothar unterbrach zuerst dieses stumme Anschauen.

„Ihr müßt beide zu Euch kommen. Ihr habt die Gewalt über Euch verloren."

Er sprach weder erregt, noch zürnend, sondern in der ruhigen, sicheren Weise, wie sie es von ihm gewöhnt waren.

Der Fürst kreuzte die Arme. Ein fast starrer Zug trat auf seine Stirn.

„Die Schuld trage ich, ich ganz allein, Graf Eberstein. Auch in Ihren Gedanken darf kein Schatten auf Renate fallen. Ich bin zu jeder Genugthuung bereit."

„Ruhig, ruhig, Titus." Der Graf streckte beschwichtigend seine Hand aus. Auch seiner Nichte, die sich mit tief erblaßten Lippen auf ihn zu bewegte, gebot er Schweigen.

„Ich bitte Euch, kein Wort. Eine Vertheidigung oder Anklage giebt unter diesen Umständen nach keiner Richtung hin eine Erleichterung. Darum mag sie wegfallen. Die Hauptsache ist, daß Ihr getrennt werdet", er hielt inne und machte eine Bewegung, so daß er zwischen dem Fürsten und Renate stand.

Dann fuhr er fort zu sprechen:

„Was sonst noch zu thun ist, muß Jeder von Euch mit sich allein ausmachen. Ihr wißt Beide, was das Leben verlangt, wenn es Ernst, Würde und ein harmonisches Ziel haben soll."

Graf Lothar sprach nun doch mit jener Bewegung in der Stimme, die aus Ergriffenheit zugleich das Mitleid herausbören läßt.

Er zog den Arm seiner Nichte durch seinen Arm und führte sie am Teich entlang dem Schlosse zu.

In tiefes Rothgold löste sich die strahlende Pracht des Tages auf. Die breite Schloßmasse leuchtete auf, als berge sie den Herd der Flammen in sich, deren Gluth die feinen weißen Federwölkchen am Himmel mit einem rothen Hauch malte.

Auch Graf Lothar's Auge, das tiefernst über das Schloß glitt, nahm einen Glanz davon an.

SLUB
Wir führen Wissen.